Das Biwak

Autor(en): **Werner, Andreas**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **35 (1967)**

Heft 4

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-567220

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

stützen. Die übernationale Kameradschaft scheint sich auch hier zu erweisen. Doch wie können wir eine wirksame Werbung noch zusätzlich anpacken? Wir haben am Anfang dieses Jahres an alle Abonnenten in der Schweiz und in Deutschland Werbehefte geschickt mit der Bitte um Weitergabe an Interessierte — der Erfolg fällt leider kaum in die Wagschale. Und so müssen wir weiter und weiter suchen, um den Boden für die schöne Aufgabe der übernationalen Kameradschaft zu vergrössern. Ob es gelingen wird?

Es bleibt die lebenswichtige Frage für die nächste Zukunft. Wer unter seinen Freunden und ernsthaft interessierten Bekannten für uns werben kann, hilft uns nicht nur die finanzielle Grundlage zu verbreitern, sondern gibt auch der Zeitschrift den grösseren Resonanzboden, hilft, dass das Gesagte und Geschriebene einen umfassenderen Kreis von Menschen erreicht, dass die Vereinsamung mancher Homophiler vermindert wird — und sei es auch nur durch das Gefühl, nicht allein in unserer oberflächlichlebenden Welt zu stehen. Um die Weihnachtszeit des vergangenen Jahres haben sich allein in Zürich drei Homophile das Leben genommen; es waren, nach unserer Abonnentenliste, keine KREIS-Leser, also allem Anschein nach Kameraden, die kontaktlos ihr Leben zu meistern suchten — und vor dieser Aufgabe versagten. Das war das Fazit von wenigen Wochen in der grössten Schweizerstadt — wie mag es in anderen Städten anderer Länder aussehen? Sagen uns solche Tragödien nicht immer wieder, dass die «dargebotene Hand» eben nicht erreicht wird? Müssen wir alle — trotz Enttäuschungen und Neinsagern — nicht doch immer und immer wieder versuchen, die Brücke zu schlagen, auf der ein Mensch stehen und gehen kann, das Vertrauen zu sich selbst findet, das Ja zu sich selbst? Ist es nicht einfach die Aufgabe, die nicht nur an die Leitung der Zeitschrift, sondern an jeden einzelnen von uns immer wieder gestellt wird? Immer und immer wieder — ob er nun 30 oder 70 Jahre alt sei?

Es bleibt noch ein Stück weiterhin meine Aufgabe — und es wäre ermutigend, wenn sich noch eine ansehnliche Schar Unentwegter zu ihr entschliessen könnte!

Rolf

Das Biwak

Ein ruppiger Wind riss an unserm Zelt, dessen erdfarbene Dachblache wie eine Fahne im Wind flatterte. Das Sausen und Heulen draussen liess ein Wort in mir aufsteigen: Windjammer! Die Böen fegten ganze Wellen von feinpulvrigem Schnee an unsere Behausung. Ich streckte die Nase hinaus: Wie eine feindliche Düne türmte sich das Weiss bis zum First. Sofort riss ich den Reissverschluss wieder herunter, kroch in den Schlafsack und klemmte den Kopfhörer des Funkgerätes an die Ohren.

Neben mir lag, friedlich und entspannt schlafend, Peter. Eine blonde Haarlocke ringelte fröhlich in sein Gesicht; über seinem halbgeöffneten Mund lag ein Anflug von Lächeln. Regelmässig streifte sein warmer Atem mein Gesicht; seine braungegerbte Haut roch nach Wald und Leder.

Alles in mir zitterte erregt. Welche Marter! Wie war das gekommen? Das Schicksal hatte uns zusammengeführt. Aus den 500 Mann des Hochgebirgs-Wiederholungskurses hatte der Kommandant uns zwei als Transitfunker hier herauf abkommandiert.

Wir lebten nun schon seit vier Tagen in dieser Welt aus Stein und Eis, auf 3000 Meter über Meer, am Rande einer gähnend tief abfallenden Felswand, hoch

über dem Zusammenfluss zweier Gletscher. Nun war ich an der Reihe mit der Nachtwache bis Mitternacht. Doch ausser dem eintönigen Summen aus dem Kopfhörer schwieg der Aether. So hatte ich Zeit, meine Augen auf dem klaren, männlichen Antlitz meines Kameraden ruhen zu lassen und seinen Körper, der nun im Schlafsack ruhte, zu erahnen. Ja, hier bei diesen Rundungen mussten seine muskulösen Schultern liegen und dort, wo das Tuch sich regelmässig hob und senkte, atmete seine mit feinen blonden Haaren besetzte Brust; weiter unten ruhten seine Lenden, schmal und kräftig. Gleich einem undurchdringlichen Vorhang verhüllte der Schlafsack auch seine sehnigen, in vielen Sportarten gestählten Beine, eines hatte er leicht angezogen. Die Erhebung wirkte im matten Schein der Taschenlampe wie ein Gebirge. Immer wieder glitt mein Blick über dieses lebensvolle Stoffbündel, immer stärker pochte mein Herz, immer quälender streifte Peters Atem mein Gesicht. Welche Marter!

Heute abend, als er sich unter Lachen und Scherzen ausgezogen hatte, als mich einmal wegen der Enge des Zeltes sein kräftiger Arm, dann wieder ein blondbeflaumter Oberschenkel streifte, als er mich bat, an seiner Hose zu zerren, da er sie in diesem winzigen Raum selbst kaum ausziehen konnte, da musste ich wieder einmal meine ganze Kraft zusammennehmen, um die Woge der Begierde zu meistern. Würde ich durchhalten? Würde ich diese Kraftprobe gegen meinen Trieb bestehen? Oder könnte ich vielleicht trotz allen gegenteiligen Anzeichen das Unwahrscheinliche hoffen? Hirngespinste! Ich schüttelte den Kopf, wie um wieder klar zu denken.

Als ich mich um Mitternacht abkehrte, gleich einem Durstenden von einer sprudelnden Quelle, stand mein Entschluss fest: Ich wollte morgen mit Peter über die Liebe von Mann zu Mann sprechen. Auf raffinierten Umwegen wollte ich ihn auf das Thema bringen, um ja keinen Verdacht zu erregen.

Am Morgen braute Peter den Kaffee, mit entblösster Brust, nur mit der engen Trainerbluse bekleidet. Zur Abhärtung, wie er sagte. Es schneite immer noch. Unser Zelt war zum Schneebiwack geworden; es duckte sich unter fast einem halben Meter Neuschnee. Wir besassen nun gut Zeit zum Plaudern. Natürlich langten wir bald beim Thema «Frauen» an. Peter schilderte, bald kurz, bald ausschweifend bis ins Detail, seine Liebeserlebnisse.

«Weisst du, richtige Freundschaft erlebte ich mit Frauen eigentlich nie. Was mich anzieht, ist allein der Sex. Ich brauche Abwechslung. Sobald ich von einer genug habe, lasse ich sie sitzen und nehme mir eine neue.»

Er sagte das gelassen, ohne Prahlerei, redlich wie zu einem Freund. Dann machte er eine Pause, schaute mich wohlwollend an und sagte ziemlich rasch, aber offen und frei:

«Weisst du, die Frauen sollten eigentlich sein wie du, so würde ich es vielleicht auch länger mit einer aushalten.»

Für Augenblicke schnürte mir die Erregung die Kehle zu, doch dann fragte ich möglichst gelassen:

«Wie meinst du das, Peter?»

«Du bist ein prächtiger Kamerad, hilfsbereit und und fröhlich. Bei den Frauen gibt es schon nach zwei Tagen Szenen und Eifersüchteleien. Hier oben ist alles so einfach und problemlos. Das beste wäre, wenn so alle paar Tage zwei attraktive Touristinnen vorbei kämen, einige Stunden hier blieben und uns dann wieder allein liessen!»

Mein Urteil über Peter geriet im Verlaufe dieser Stunde ein paarmal ins Wanken. Behutsam lenkte ich allmählich das Gespräch auf die Homosexualität.

«Ah die Schwulen», meinte Peter ohne Verachtung, aber ziemlich uninteressiert, «in G. gibt's einen, er ist Modeschöpfer. Ein scheusslicher Mann, geschminkt und weibisch gekleidet. Aber Ideen hat er, seine Kreationen sind sehr gefragt.»

«Nicht alle sind so», unterbrach ich ihn, «oder hättest du zum Beispiel Dag Hammarskjöld für so veranlagt gehalten?»

Peter zeigte sich überrascht. Um seine Zweifel zu beseitigen und ihn zu überzeugen, setzte ich mich immer eifriger werdend für diese andere Art von Liebe ein. Ich konnte das tun, da in mir kein Uneingeweihter diese Anlage vermutet. Auch Peter kam nicht auf diese Idee. Er wurde nachdenklich, warf hie und da einen Gedanken ins Gespräch und nach und nach wurde eine ernsthafte Betrachtung daraus.

Dann sagte Peter das Entscheidende:

»Ich glaube nun auch, dass wir diese Andersgearteten oft ungerecht beurteilen, aber eines ist und bleibt ekelhaft und unausdenklich: Wie können zwei Männer miteinander ins Bett gehen? Das ist kurzum unvorstellbar!»

Ich zuckte zusammen. Obwohl ich diese Antwort geahnt hatte, traf sie mich wie ein Faustschlag in die Magengegend. Ziemlich abrupt brach ich das Gespräch ab und bat ihn, das Funkgerät zu bedienen. Ich schnürte die Bergschuhe, knöpfte meinen Militärkittel zu und kroch ins Freie. In völliger Stille lagen die tiefverschneiten Bergflanken da. Die schroffen Wände der Bergriesen ragten in einen milchig weissen Himmel. Ich watete innerlich aufgewühlt über die unberührten Schneeflächen, ohne Ziel, wie ein verwundetes Tier. So war ich denn weitere zwei Wochen verdammt dazu, neben diesem Adonis zu liegen, seinen Atem im Gesicht zu spüren und seine unbekümmerten Herzlichkeiten zu hören.

Als ich wieder bei unserm Adlerhorst anlangte, dampfte schon die Suppe auf dem Metakocher. Mein innerlicher Aufruhr hatte sich noch nicht gelegt. Die quälende Gegenwart dieses herrlichen Naturburschen war mir nun beinahe unerträglich.

Am Abend kroch ich früh in den Schlafsack, während Peter Nachtwache hielt. Bald sank ich in tiefen Schlaf. Als ich am Morgen erwachte, war ich wie verwandelt. Peters Gegenwart erfüllte mich genau so wie die Tage vorher, aber ich akzeptierte sein Fühlen. Die Quelle blieb unerreichbar für mich, aber trotzdem eine reiche Spenderin. Wie nie früher, wurde mir klar, wie reich und unendlich vielschichtig das menschliche Wesen ist. Keiner fühlt gleich wie der andere; alle Einteilungen sind höchst fragwürdig und stimmen nur in grossen Zügen: Hier die Normalen, dort die Homosexuellen . . . hier das Meerwasser, dort das Süsswasser. Wie im Meer sich süss und salzig mischt, so mischt sich im Menschen weich und hart. Bei jedem in einem andern Verhältnis.

Peter braucht die körperliche Begegnung mit der Frau, hingegen findet er das Zusammenleben mit einem Manne schöner und klarer. Bei einem andern ist es umgekehrt. Wir alle sind Menschen und müssen versuchen, einander zu respektieren, auf diesem wie auf jenem Ufer. —

Wir bleiben noch zehn Tage, ganz auf uns gestellt, in unserm Biwak. Auch wenn es manchmal unter meiner Haut fast zu sieden begann, hielt ich mich zurück. Ich wusste, dass ein einziger körperlicher Annäherungsversuch die herrliche Kameradschaft zerstört hätte, wie der Frost eine schöne Blume.

Als wir ins Tal stiegen, braungebrannt, frohgemut und als gute Kameraden, blieb ein Gefühl der Dankbarkeit für eine trotz allem unvergessliche Zeit.

Andreas Werner